

Ein wichtiges Hilfsmittel

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **13 (1929)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419664>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

verschiedener Ansicht sein können, aber da Bohnenblust selber ein auch in unserm Sinne reines Deutsch schreibt (auf den ersten drei Seiten seines Aufsatzes z. B. steht kaum ein entbehrliches Fremdwort, auf den drei vorausgehenden Seiten eines andern Mitarbeiters etwa zwei Duzend!), so können wir uns nur freuen über seine Förderung der Pflege „reinen, schönen, starken Ausdrucks“.

Unter demselben Titel dürfen wir auch den nächsten Aufsatz des Jahrbuches betrachten: Ethnisches und Kulturelles aus dem Kanton Tessin, von Zoppi. Gerade wir vom Sprachverein begreifen die Sorge um das italienische Wesen des Tessins, der „schweizerisch und italienisch zugleich“ sein sollte. (Man wird wörtlich erinnert an Kellers Gruß an den Ort, wo er „Schweizer darf und Deutscher sein“, das ja gerade wir gern anführen). In bezug auf Francesco Chiesa, den besten Vertreter dieser Auffassung, heißt es da: „Ein Tessiner ist nicht und kann nicht Schriftsteller sein, insofern er nicht italienischer Schriftsteller ist. . . . Gott behüte uns vor dem Schriftsteller, der . . . sich nicht der großen Familie bewußt bleibt, der er zugehört“. Schließlich heißt es, die Italienerität des Tessins müsse mutiger denn je verteidigt werden.

Über wozu diese Selbstverständlichkeiten gerade hier festnageln? — Weil gerade wir dasselbe wollen für das Deutschtum in der Schweiz; aber wenn wir es sagen, ist es in den Augen vieler Deutschschweizer „halt etwas anderes“; man hat es schon Sprach- und Kulturhege genannt. Ein bißchen anders ist es ja in der Tat, weil wir in entschiedener Mehrheit sind und deshalb vielleicht nicht so ängstlich zu sein brauchen. Aber das Übergewicht unserer Masse wird zum großen Teil aufgehoben durch die Schwäche unseres sprachlichen Selbstbewußtseins und durch die Benachteiligung, die allem deutschen Wesen infolge des Weltkriegs widerfahren ist, und wie wir unsere drei Landessprachen ohne Rücksicht auf die Zahl ihrer Träger als gleichberechtigt anerkennen, so verlangen wir auch Gleichberechtigung für die Pflege des Volkstums; wenn es Francesco Chiasas Bestimmung ist, „die Verknüpfungen mit Italien aufrecht zu erhalten“, so muß es andern Leuten gestattet sein, „die Verknüpfungen mit Deutschland aufrecht zu erhalten“. Mit erfreulicher Offenheit lehnt Zoppi den Begriff einer Tessiner Literatur ab, ähnlich wie seinerzeit Gottfried Keller den Begriff einer Schweizer Literatur. Nun liegt ja auch da die Sache für uns etwas anders als für die Tessiner, aber wir tun doch gut, solche Bekenntnisse festzunageln, wir können sie gelegentlich wieder brauchen.

Mit Bohnenblusts Gegenstand hängt auch Pierre Kohlers Aufsatz über den Stand der welschschweizerischen Literatur zusammen, und da fällt uns ein gewaltiger Unterschied auf zu unsern deutschschweizerischen Verhältnissen. Es sei ein Wunder, sagt der Verfasser, daß es welschschweizerische Schriftsteller überhaupt noch gebe; denn sie seien in einer verzweifelten Lage: Frankreich w i l l sie nicht lesen, die deutsche Schweiz k a n n sie (bei allem Wohlwollen) nicht lesen — für wen schreiben sie eigentlich? — Nur für sich selbst! Wie ganz anders sind unsere deutschschweizerischen Schriftsteller dran! Gewiß, der welsche Eidgenosse kann sie auch nicht lesen (noch weniger als umgekehrt), aber Deutschland w i l l sie lesen und liebt sie gerne und erkennt sie an; kürzlich wurde unser Huggenberger, obschon er den Schweizer gewiß nicht verleugnet, draußen wieder als „einer der besten Vertreter deutschen Volkstums“ gepriesen.

Der Aufsatz Muschgs über die Lage des Schrifttums in der deutschen Schweiz hat mit sprachlichen Fragen we-

niger zu tun; der Verfasser ist aus inneren Gründen sehr unbefriedigt von der Lage. Seine Klage über die Not der Vortragsgesellschaften und der Vereine zur Pflege von Kunst und Dichtung möge uns ein kleiner Trost sein für unser langsames Vorwärtskommen, aber wir kommen doch vorwärts.

Die übrigen Beiträge, teils wirtschaftlichen, teils künstlerischen oder sonst kulturellen Inhalts, berühren uns hier nicht; sie helfen aber den Band zu einem Werke aufzurunden, das man lebhaft empfehlen kann, was wir leider bei einem andern Werk der Herausgeberin s. Zt. nicht tun konnten.

Ein wichtiges Hilfsmittel

wird uns soeben durch den Ausland- und Heimat-Verlag in Stuttgart beschert, nämlich ein 80 Seiten starkes, schön gedrucktes „Wörterbuch deutscher Ortsnamen in den Grenz- und Auslandsgebieten, im Auftrag der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausgegeben von dem Vorsitzenden, Prof. Dr. Robert Gradmann (in Erlangen)“.

Die Verschiebung der Staatsgrenzen durch die Friedensverträge von 1919 haben in der Ortsbenennung ein heilloses Durcheinander geschaffen. Man findet in Zeitungen Namen, die man nicht kennt, erhält Briefe aus Orten, die auf keinem Atlas zu finden sind, weiß nicht mehr, unter welchem Namen man Bromberg, Hermannstadt, Reval suchen soll. Am schlimmsten steht es da, wo neben einem alten deutschen schon früher ein fremder Name amtlich bestand, den man angefangen hatte, sich leidlich zu merken, und der nun einem ganz neuen, noch viel fremdern hat Platz machen müssen, etwa ein russischer für deutsch Dünaburg einem lettischen, oder ein magyarischer für Klausenburg einem rumänischen. Aus dieser Not hilft uns das genannte Büchlein. Es gibt einleitend gute Weisungen und Regeln, dann ein fremdsprachig-deutsches und ein deutsch-fremdsprachiges Namenverzeichnis. Außer deutschen sind auch flämische Namen (für nordfranzösisches und belgisches Gebiet) gegeben. Angegeben ist außer der geographischen Lage des Ortes die Sprache, der der fremde Name angehört, nicht aber die für den verfolgten Zweck unwichtige und oft nicht einwandfrei und unzweideutig festzustellende Angabe über die an dem Ort gesprochene Sprache. So findet man z. B. im ersten Verzeichnis unter B: «Bratislava [slowak.] (Slowakei) Preßburg», dann unter P: «Pozsony [magyar.] (Slowakei) Preßburg», und im zweiten Verzeichnis unter P: „Preßburg (Slowakei) Bratislava [slowak.]“.

Aus der Schweiz ist eine beschränkte Anzahl Namen, und zwar von beiden Seiten der Sprachgrenze, zu finden, d. h. aus dem deutschen Sprachgebiet die wichtigsten allenfalls gefährdeten Namen wie Erlach, Brig, Biel. Abgestorbene Namen (Valendis) oder nur ganz örtlich gebrauchte (Muchtern) oder wenig wichtige Ortsnamen (Aelen) konnten nicht in dieses praktischen Zwecken dienende Verzeichnis Aufnahme finden. Wenn das Weltlin unter die Bezeichnung „Schweiz“ geraten ist, so erklärt sich das dadurch, daß der Name von dem schweizerischen Mitarbeiter aufgenommen worden ist.

Jeder, der auf den Gebrauch und die Erhaltung deutscher Ortsnamen Wert legt, aber auch wer das nicht täte, sondern nur in dem heutigen Wirrwarr Bescheid wissen möchte, wird das Werk Gradmanns nützlich finden. Für einmal erlaube ich mir die Anwendung der mir

sonst verhassten Redensart: „Unentbehrlich für jedermann“. Sie trifft zu, wenn man nur etwa zugeben will, jedermann lese heute Zeitungen oder: jedermann sollte wissen, wie die wichtigsten Städte Europas heißen. Bl.

Nachschrift des Schriftleiters. Wir haben zwanzig Stück dieses nützlichen Büchleins angeschafft und geben es zum Selbstkostenpreise (Fr. 1.25 und 10 Rp. Postgeld) an unsere Mitglieder ab. Man wende sich an die Geschäftsstelle in Rüsnacht (Zürich).

Zur Trennung des Buchstabens ß.

Vor nicht gar langer Zeit enthielt die Spalte „Auskünfte“ des „Sprachwarts“ (Fachmitteilungen für die deutschen Korrektoren, mit der ergänzenden Ueberschrift: Monatsblätter für Sprachpflege und Rechtschreibung) die nachstehende Anfrage: „Bei den Stenotypistinnen in unserem Hause herrscht die Ansicht, daß auf der Schreibmaschine das Wort „größere“ wie folgt getrennt werden kann: größ-ere. Ich habe das beanstandet, möchte jedoch wissen, ob ich mich in dieser Angelegenheit belehren lassen muß.“

Die Antwort, die richtige Ableitung aus dem Wort des Zeichens ß und seiner Untrennbarkeit, lautete folgendermaßen: „Sie haben vollkommen recht, wenn Sie die falsche Worttrennung „größ-ere“ beanstanden. Das Wort größere darf nach der amtlichen Rechtschreibung eigentlich nur mit ß geschrieben werden; ff für ß zu verwenden, ist nur ein Notbehelf. Wenn nun aber, weil viele Schreibmaschinen leider kein ß haben, ff für ß geschrieben werden muß, so dürfen bei Worttrennungen die beiden f, die doch nur einen Ersatz für ß darstellen, keinesfalls auseinandergerissen werden. Die beiden f sind nur in solchen Wörtern trennbar, wo sie wirklich zwei Mitlaute f darstellen, z. B. müs-sen, las-sen, fas-sen. Dagegen soll getrennt werden: grö-ßer, grü-ßen, schie-ßen. Beim Fehlen von ß ist es jedoch nicht angängig, die als Ersatz für ß dienenden Buchstaben ff auf die folgende Zeile zu nehmen und zu trennen: grö-ß-er, grü-ß-en, schie-ß-en. So bleibt bei der Verwendung von ff für ß weiter nichts übrig, als die mit ß beginnenden Silben überhaupt niemals abzutrennen.“

Zu dieser Fragebeantwortung ist noch folgendes festzustellen: Die Gepflogenheit dieser Stenotypistinnen ist bei uns in der Schweiz allgemein üblich. Wir werden und wurden es von der zweiten Schulklasse an so gelehrt, dürfen es aber auch kaum wagen, an dieser Belehrung kräftig zu rütteln und die notwendige Korrektur bei dieser Trennung, soweit das ß nicht angewendet wird, zu verlangen. Wohl ist der „Duden“ recht knapp in seinem Hinweis: „ß (und andere) bezeichnen nur einfache Laute und bleiben daher ungetrennt“. Darüber hinaus zu denken und weitere notwendige Regeln aufzustellen oder Schlüsse zu ziehen, wagt man gewöhnlich nicht, und so hat sich bei uns mit dem f-Gebrauch etwas eingenistet, das mit dem richtigen Verständnis betrachtet, unzulässig ist. Man begreife es daher endlich und unterstütze uns vom Maschinenseker herunter bis zum Seherlehrling, und die Buchdruckereileitungen seien von diesem Verlangen nicht ausgenommen, daß das ß eine Notwendigkeit ist und daß wir nun alles daran setzen sollten, um wenigstens im Buchdruckgewerbe dem ß zur allgemeinen Anwendung zu verhelfen. E.

Vom Büchertisch.

Th. Baerwart, „Im Morgenrot“. B. Wepf & Co., Basel. „Glaibasler Erinnerige“, heißt's im Untertitel, und damit ist angedeutet, daß diese heitern Erlebnisse aus

einem Bubenleben doch wohl am meisten dort Widerhall erwarten, wo die engere Heimat näher bekannt ist. Das will aber beileibe nicht sagen, daß nicht auch wir andern Leser herzlich mitleben können an den mit gutem Humor erzählten Schuljungenleiden und -freuden und an den Streichen eines in herrlicher, beneidenswerter Freiheit und bei Stadtbuben heute seltener Naturverbundenheit aufgewachsenen Geschlechts. Erfrischend und anspruchslos, wie es ist, wird sich alt und jung an dem Bändchen ergözen, besonders auch am urchigen Baseldytsch. M. St.-L.

Xraugott Meyer, Mueterguet (Sauerländer & Co., Aarau; Fr. 2.50).

Auch den Landschäftlern ist Heil widerfahren. Hatte Xraugott Meyer schon vor einigen Jahren im selben Verlag durch sein hübsches Bändchen „Us eusem Dörfli“ Heimatliebe in Scherz und Ernst bekannt und geweckt, so tut er es hier in herzlichen Versen in Baselder Mundart.

Schlessing-Wehrle, Deutscher Wortschatz, ein Hilfs- und Nachschlagebuch sinnverwandter Wörter und Ausdrücke. Mit ausführlichem Wort- und Sachverzeichnis. 537 S. 6. Auflage. Leinwand 10 Mark. Ernst Klett, Verlag, Stuttgart.

Ich schreibe in einem Aufsatz über die Neigung der Deutschen und besonders der deutschen Schweizer, ihre Muttersprache fremden Sprachen hintanzustellen; aber mein Satz: „Die knechtische Gesinnung, die aus dieser Haltung spricht, hat etwas Unwürdiges“ gefällt mir nicht recht. „Knechtlich“ klingt mir doch zu stark, „dienerhaft“ paßt mir auch nicht recht; ich habe das richtige Wort „auf der Zunge“, aber wie heißt es nur? — Ach was, dazu habe ich ja den Schlessing-Wehrle, dieses seit 40 Jahren bewährte, kürzlich in 6. Auflage vermehrt und verbessert erschienene Buch vom deutschen Wortschatz. In der zweiten Hälfte steht ein Wörterverzeichnis; ich schlage „knechtisch“ auf und werde von da aus schon auf das Richtige kommen. Richtig, da steht: Knechtische Gesinnung 886. Nun schlage ich im vorderen Teil, unter den Begriffsfamilien, Nr. 886 auf und finde da: „Kriecherei, knechtischer Sinn, kriecherisches Wesen, slavische Gesinnung, . . . Fügsamkeit, . . . Geschmeidigkeit, Wohldienerei“ — Halt, das kann ich brauchen! Es stehen zwar noch 7 andere Wörter da, aber keines paßt so gut an meine Stelle wie Wohldienerei; ich kann mir damit sogar den Nebensatz ersparen und schreibe einfach: „Diese Wohldienerei hat etwas Unwürdiges.“ — So ist jedes der vielen tausend Wörter des abecelichen „Registers“ in einer der 1000 sinngemäß geordneten Begriffsfamilien untergebracht und steht dort neben einer Zahl verwandter Ausdrücke, unter denen ich den besten herausuchen kann! Ein sehr nützliches Buch!

Vereinfachte rechtschreibung.

Wir setzen den in nummer 9/10 begonnenen versuch fort und bringen zunächst das ergebnis zu jenem beispiel aus Paul Dettlis „Entdeckerfahrten“ (Huber & Co., Frauenfeld). Nachher folgt eine neue zielsetzung mit den nötigen hilfen.

Schlecht und recht.

„Doch schön ist nach dem großen das schlichte heldentum.“ Wenn nicht schon vorher, so hast du in diesen versen Wllands das wort schlicht entdeckt, das uns aufschluß geben kann über einige von seiner sonstigen heu-